

WENN ALLE SCHATTEN FALLEN

BRIGITA EGGER



Bisher erschienen:

JULIA – Wie alles begann, Buchschmiede 2023
SKYLA – Julias Vermächtnis, Buchschmiede 2024

IMPRESSUM

© 2025

Autorin: Brigita Egger

Buchgestaltung: Wilhelm Ranseder, Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Grobebersdorf, Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99181-998-1 (Hardcover)

978-3-99181-999-8 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung,
Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

WENN ALLE SCHATTEN FALLEN

BRIGITA EGGER

INHALT

KAPITEL EINS	Die flüsternde Dunkelheit.....	9
KAPITEL ZWEI	Zwischen den Welten	16
KAPITEL DREI	Peter	20
KAPITEL VIER	Verborgene Wege	22
KAPITEL FÜNF	Verborgene Gedanken	25
KAPITEL SECHS	Im Schatten der Verschwundenen.....	27
KAPITEL SIEBEN	Verborgene Schwüre	29
KAPITEL ACHT	Der Ruf der Freiheit.....	32
KAPITEL NEUN	Der erste Schritt in die Freiheit	35
KAPITEL ZEHN	Die Flucht in die Freiheit.....	38
KAPITEL ELF	Wo war er?	40
KAPITEL ZWÖLF	Der Ruf des Morgens.....	42
KAPITEL DREIZEHN	Die Schatten der Vergangenheit.....	46
KAPITEL VIERZEHN	Die Stimmen der Fremden	48
KAPITEL FÜNFZEHN	Der Leichnam im Wasser.....	51
KAPITEL SECHZEHN	Gefährliche Neugierde.....	55
KAPITEL SIEBZEHN	Der Leichenwagen	58
KAPITEL ACHTZEHN	Die Nacht des Unbehagens.....	61
KAPITEL NEUNZEHN	Im Schatten der Nacht	64
KAPITEL ZWANZIG	Der Verhörraum.....	67
KAPITEL EINUNDZWANZIG	In der Kantine	70
KAPITEL ZWEIUNDZWANZIG	Heimkehr und Erleichterung.....	75
KAPITEL DREIUNDZWANZIG	Der Albtraum.....	78

KAPITEL VIERUNDZWANZIG	Kommissar Stiller – die unruhigen Gedanken	81
KAPITEL FÜNFUNDZWANZIG	Das Ende eines langen Tages	85
KAPITEL SECHSUNDZWANZIG	Der Fall bleibt ungelöst.....	88
KAPITEL SIEBENUNDZWANZIG	Der Plan.....	91
KAPITEL ACHTUNDZWANZIG	Am See.....	94
KAPITEL NEUNUNDZWANZIG	Der Fund	96
KAPITEL DREISSIG	Zurück im Präsidium.....	99
KAPITEL EINUNDDREISSIG	Endzeitstimmung im Dorf.....	102
KAPITEL ZWEIUNDDREISSIG	Die unerwartete Begegnung	105
KAPITEL DREIUNDDREISSIG	Das Erwachen.....	108
KAPITEL VIERUNDDREISSIG	Gedanken und Tatendrang	111
KAPITEL FÜNFUNDDREISSIG	Ein unruhiger Morgen.....	113
KAPITEL SECHSUNDDREISSIG	Verborgene Sorgen	115
KAPITEL SIEBENUNDDREISSIG	Eine unheilvolle Eingebung.....	119
KAPITEL ACHTUNDDREISSIG	Der Irrweg im Dunkeln.....	122
KAPITEL NEUNUNDDREISSIG	Der Preis des Geldes.....	125
KAPITEL VIERZIG	Die Arbeit der Spurensicherung.....	127
KAPITEL EINUNDVIERZIG	Ein weiterer Hinweis	129
KAPITEL ZWEIUNDVIERZIG	Entscheidungen im Dunkeln.....	130
KAPITEL DREIUNDVIERZIG	Ein Licht im Dunkeln	134
KAPITEL VIERUNDVIERZIG	Spur im Schatten.....	139
KAPITEL FÜNFUNDVIERZIG	Das kalte Schweigen	144
KAPITEL SECHSUNDVIERZIG	Hinter verschlossenen Türen.....	150

KAPITEL SIEBENUNDVIERZIG	Vor der Dämmerung.....	157
KAPITEL ACHTUNDVIERZIG	Ein weiteres Rätsel.....	161
KAPITEL NEUNUNDVIERZIG	Der Druck wächst.....	163
KAPITEL FÜNFZIG	Schmerz und Entscheidung	168
KAPITEL EINUNDFÜNFZIG	Feierabend.....	171
KAPITEL ZWEIUNDFÜNFZIG	Eine Vertraute in schwierigen Zeiten.....	175
KAPITEL DREIUNDFÜNFZIG	In der Bäckerei	177
KAPITEL VIERUNDFÜNFZIG	Das Geheimnis.....	181
KAPITEL FÜNFUNDFÜNFZIG	Die Rückkehr.....	182
KAPITEL SECHSUNDFÜNFZIG	Ein Funken in der Dunkelheit.....	183
KAPITEL SIEBENUNDFÜNFZIG	Das Rätsel hinter der Tür	188
KAPITEL ACHTUNDFÜNFZIG	Auf der Spur	193
KAPITEL NEUNUNDFÜNFZIG	Gefangen	196
KAPITEL SECHZIG	Die Bäckerei.....	200
KAPITEL EINUNDSECHZIG	Die verzerrte Realität	202
KAPITEL ZWEIUNDSECHZIG	Dunkle Enthüllungen	206
KAPITEL DREIUNDSECHZIG	Das Erwachen.....	210
KAPITEL VIERUNDSECHZIG	Die Höhle der Löwen	213
KAPITEL FÜNFUNDSECHZIG	Ein unaufhaltsamer Wille.....	216
KAPITEL SECHSUNDSECHZIG	Der Raum der Wahrheit	221
KAPITEL SIEBENUNDSECHZIG	Das Klirren der Wahrheit.....	228
KAPITEL ACHTUNDSECHZIG	Im Krankenhaus.....	236
KAPITEL NEUNUNDSECHZIG	Am Heimweg.....	239

KAPITEL SIEBZIG	Polizeieinsatz am Bahnhof.....	243
KAPITEL EINUNDSIEBZIG	Der Moment der Erkenntnis.....	245
KAPITEL ZWEIUNDSIEBZIG	Neuanfang.....	251
KAPITEL DREIUNDSIEBZIG	Hinter verschlossenen Türen.....	253
KAPITEL VIERUNDSIEBZIG	Das Bündnis	258
KAPITEL FÜNFUNDSIEBZIG	Ein neues Versprechen.....	261
KAPITEL SECHSUNDSIEBZIG	Das Erziehungsheim	264
KAPITEL SIEBENUNDSIEBZIG	Die Begegnung	267
KAPITEL ACHTUNDSIEBZIG	Im neuen Licht	268
KAPITEL NEUNUNDSIEBZIG	Stillers Verantwortung.....	273
KAPITEL ACHTZIG	Die Abmachung	276
KAPITEL EINUNDACHTZIG	Die Anhörung.....	278
KAPITEL ZWEIUNDACHTZIG	Der Prozess	283
KAPITEL DREIUNDACHTZIG	Die Hauptverhandlung.....	284
KAPITEL VIERUNDACHTZIG	Das Urteil.....	286
KAPITEL FÜNFUNDACHTZIG	Der Abschied.....	291
KAPITEL SECHSUNDACHTZIG	Das Ende – oder ein neuer Anfang?	293

KAPITEL EINS

Die flüsternde Dunkelheit

Die kalte Vollmondnacht tauchte die Welt in gespenstisches Silber. Der Mond hing wie ein stummer Zeuge am pechschwarzen Himmel, während die Schatten um uns her lebendig zu werden schienen. Der Wind trug ein leises Wispern mit sich, als ob die Dunkelheit selbst zu flüstern begänne – ein Laut, der in der Kälte vibrierte, ehe er im Nichts verblasste.

Die 1960er-Jahre, eine Zeit des Überlebens und des Schmerzes, hinterließen ihre Spuren. Unser Zuhause war ein kleines ländliches Gebäude mit einem schmalen Garten, in dem wilde Kräuter zwischen den Beeten wuchsen und ein alter Apfelbaum seine knorrigen Äste zum Himmel reckte. Das Haus war einfach, doch es strahlte warme Geborgenheit aus. Mein Zimmer lag auf dem Dachboden – nicht üppig, aber sauber und gemütlich. Die Dachbalken knackten manchmal in der Nacht und das kleine Fenster bot mir einen Blick auf den sternenklaren Himmel. Es war mein sicherer Hafen, mein stiller Rückzugsort.

Neben der Küche gab es eine kleine Kammer, in die sich meine Großmutter zum Beten zurückzog. Sie war schlicht, kaum größer als ein Schrank, doch dort verweilte sie oft, murmelte leise Worte, während der schwache Schein einer Kerze über ihr faltiges Gesicht tanzte.

Meine Großmutter war eine rüstige Frau mit einem markanten, aber liebevollen Gesicht. Mit erstaunlicher Kraft und unermüdlicher Hartnäckigkeit hielt sie das kleine Heim am Laufen, während mein Großvater sich immer mehr in die Schatten seiner Krankheit zurückzog.

Als ich nach meinem Vater fragte, wie es vermutlich jedes Kind getan hätte, bekam ich stets dieselbe Antwort: „Das weiß leider niemand. Du

bist ein süßes kleines Mitbringsel deiner Mutter, das unser Leben vor zehn Jahren bereichert hat. Und das ist alles, was für uns zählt.“

An diesem Abend lag Großvater wieder auf dem Bett, sein schlaffer, faltiger Körper tief in der Matratze versunken. Seine Augen waren halb geschlossen, als hielte ihn ein langer unruhiger Schlaf gefangen. Doch Frieden fand er nicht. Sein Atem kam schwer und schleppend – das einzige Geräusch, das die Stille der Nacht durchschneidet.

Meine Großmutter hatte sich in ihre kleine Kammer zurückgezogen, um zu beten oder sich auszuruhen. Und ich? Ich saß am Rand des Bettes, gefangen in diesem schmalen Spalt zwischen Schlaf und Wachsein, während die Dunkelheit sich um uns legte. Ich lauschte dem mühsamen Rhythmus von Großvaters Atmung, einem fernen, monotonen Klang, der nicht beruhigte, sondern die Stille mit seiner Last erfüllte.

Ich war zu müde, um noch länger bei ihm zu bleiben. Also stand ich auf, schlich die knarrende Treppe hinauf in mein Zimmer und ließ mich auf das Bett sinken. Kaum hatte mein Kopf das Kissen berührt, fiel ich in einen tiefen Schlaf.

Doch dann – ein Knarren. Leise. Kaum mehr als ein Hauch. Aber es klang, als ob jemand vorsichtig über die Dielen träte. Mein Herz setzte aus. Die Dunkelheit im Raum schien sich zu verdichten, kroch in die Ecken, in denen ich etwas zu erkennen glaubte. Eine Bewegung, ein Schatten? War es nur der Wind, der durch die Wände strich? Oder war da jemand?

Meine Gedanken wirbelten, mein Atem stockte. Ich blinzelte, versuchte, mich zu konzentrieren. Doch da war nichts. Nur Stille. Schwer und dicht, als würde sie mich erdrücken.

Und dann – eine Stimme. Leise. Nah.

„Lorena.“

Ein Flüstern, das wie aus dem Nichts kam. Mein Magen zog sich zusammen. Ich fuhr hoch.

Vor mir stand eine Frau. Oder die vage Silhouette einer Frau. Ihr Körper verschwamm in der Dunkelheit, doch ihre Augen, weit, glänzend, voller Dringlichkeit, schimmerten im blassen Licht des Mondes. Ihre Haut war so bleich wie der Himmel draußen.

„Wach auf, mein kleines Mädchen!“, flüsterte sie. „Du musst mit mir kommen. Ich nehme dich mit auf ein Abenteuer.“

Ihre Stimme war sanft, doch in ihr lag eine unerschütterliche Entschlossenheit. Sie ließ mir keine Wahl. Ehe ich reagieren konnte, griff sie nach mir. Ihre Hände waren kalt und zitterten. Oder war es meine eigene Angst, die meine Wahrnehmung verzerrte?

Ich wollte mich wehren, doch ihre Finger hielten mich fester, als ich erwartet hatte. „Aber warum ...“, setzte ich an, doch sie ließ mir keine Zeit.

Ein Kleid, viel zu groß für mich, wurde mir hastig übergezogen. Der Stoff war kühl, dünn, ließ mich die Kälte der Nacht noch stärker spüren.

„Wir müssen gehen“, sagte sie wieder, diesmal dringlicher. Ihre Blicke huschten zu den dunklen Ecken des Zimmers, als fürchtete sie, dass uns jemand belauschte.

Dann ... ein weiteres Geräusch. Das leise, klagende Knarren der Tür, als sie sie aufstieß. Eiskalter Wind peitschte ins Zimmer. Draußen raschelten die knorrigen Äste der Bäume, ein gespenstisches Wispern in der Dunkelheit.

Mein Herz raste. Ich stolperte, barfuß, spürte den rauen kalten Boden unter meinen Füßen.

„Wohin gehen wir?“, fragte ich. Meine Stimme klang fremd, erstickt von der Nacht selbst.

Keine Antwort. Die Frau sah nicht zurück. Ihre Augen waren auf die Finsternis vor uns gerichtet. Ihre Schritte waren schnell, entschlossen, und ich hatte das unheimliche Gefühl, dass wir nicht allein waren.

Der Wald hinter dem Haus war heute Nacht nicht mehr derselbe. Er war nicht länger der vertraute Ort, an den wir uns als Kinder gewagt hatten, um Geheimnisse zu entdecken. Jetzt war er ein dunkles flüsterndes Wesen, das mit seinen Schatten spielte. Die Bäume ragten wie knorrige Finger in den Himmel und das Mondlicht kämpfte vergeblich darum, das dichte Blätterdach zu durchdringen.

Es war totenstill. Keine Tiere, kein Rascheln. Nur unsere Schritte hallten dumpf in der Nacht – fremd, unwillkommen.

Dann sah ich sie: Glühwürmchen. Sie tanzten wie kleine Sterne durch die Luft, ein silbernes Flimmern, das in der Dunkelheit lebendig schien. Doch je länger ich sie betrachtete, desto unheimlicher wirkten sie. Sie schienen zu pulsieren, als würden sie miteinander sprechen – in einer

Sprache, die ich nicht verstand, die mir jedoch einen eiskalten Schauer über den Rücken jagte.

„Sei leise! Mach dir keine Sorgen, es wird dir nichts geschehen.“

Die Frau flüsterte, doch ihre Stimme war angespannt. Ihre Hand umklammerte meine so fest, dass es schmerzte, und sie zerrte mich weiter. Ihre Schritte wurden hastiger, als würde sie von einer unsichtbaren Kraft vorwärtsgetrieben. Die Dunkelheit um uns verdichtete sich, und in ihr glaubte ich, Stimmen zu hören. Ein Wispern, ein Wimmern, dann ein fernes Echo, kaum greifbar, aber immer da.

Und plötzlich war sie weg. Die Frau, die mich hierhergeführt hatte, war verschwunden. Ich stand allein zwischen den tanzenden Lichtern, den unheimlichen Stimmen, die sich in der Dunkelheit verloren. Ihre letzten Worte – ihr Versprechen, dass alles gut werden würde – klangen noch in meinem Kopf nach, doch sie fühlten sich falsch an.

Die Nacht war plötzlich lebendig. Etwas beobachtete mich. Meine Knie zitterten, mein Atem ging flach. Die Stille, die uns zuvor umgeben hatte, war fort. Stattdessen lag drohendes Schweigen über allem, als hätte der Wald seine Lippen versiegelt, um ein Geheimnis zu wahren, das ich noch nicht begreifen konnte.

Dann kam das Licht. Es war grell, so plötzlich, dass es mir die Sinne raubte. Und dort stand sie. Die Frau war zurück, aber sie war nicht mehr dieselbe. Ihr Blick hatte sich verändert. Härter, kälter. Die Laterne in ihrer Hand warf unruhige Schatten über ihr Gesicht, ließ es fremd wirken.

Etwas war passiert. Doch ich wusste nicht, was.

„Folge mir!“

Ihre Stimme zerschnitt die Nacht wie ein grollender Donner, tief und eindringlich.

„Nein!“

Das Wort entkam mir kaum hörbar. Mein Kopf schüttelte sich unbewusst, als könnte ich die Realität damit fortwischen. Meine Gedanken weigerten sich, das zu akzeptieren, was gerade geschah.

„Nein. Das kann nicht echt sein ...“

Und während ich dort saß, gelähmt vor Angst und Zweifel, begann eine Erkenntnis in mir zu keimen. Eine dunkle Ahnung, die sich wie kalte Finger um mein Herz legte. Ich wollte sie nicht begreifen.

Ich schloss die Augen und endlich umgab mich Stille und Dunkelheit. Doch ich wagte nicht, sie wieder zu öffnen. Ich versuchte vergeblich, die beklemmende Schwärze zu vertreiben. War das alles nur ein Albtraum? Mein Herz schlug so heftig, dass es bis in meine Kehle dröhnte. Allein der Gedanke, das Dunkel zu durchbrechen, ließ mich erstarren. Mit angehaltenem Atem verharrte ich, als könnte schon die kleinste Regung die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit verwischen.

Plötzlich durchbrach eine vertraute Stimme die Stille: „Guten Morgen, mein Schatz. Hast du gut geschlafen? Komm, steh auf, es gibt Frühstück!“ Ihre Worte hüllten mich mit der Wärme einer Decke, und für einen Moment schien alles wieder an seinem Platz.

Ich blinzelte und versuchte, die Schwere aus meinen Augen zu vertreiben. Doch kaum hatte ich die Decke zurückgeschlagen und mich langsam aufgesetzt, wurde mir schwindelig. Mein Kopf pochte und ich klammerte mich am Bettrand fest, als würde die Welt um mich kreisen. War all das nur eine Einbildung? Oder hatten die Stimmen im Wald tatsächlich existiert?

Noch bevor ich den Gedanken zu Ende führen konnte, drang die raue Stimme meines Großvaters aus dem Nebenraum: „Steh auf, Kind! Du hast genug geschlafen. Zeit, frische Luft zu schnappen.“

Seine Worte sollten beruhigen, doch sie hinterließen nur ein nagendes Gefühl der Unsicherheit. Hatte ich mir alles nur eingebildet? Die kalte Nacht, das Flüstern zwischen den Bäumen, die schemenhaften Gestalten? Es war so real gewesen. Und doch saß ich hier, in meiner vertrauten Umgebung, als wäre nichts geschehen.

Ich ließ den Blick durch das Zimmer schweifen, suchte nach einem Zeichen, das mir Gewissheit gab. Alles wirkte normal. Zu normal. Ein unangenehmes Frösteln kroch über meine Haut. Irgendetwas stimmte nicht.

Nach einer Weile zwang ich mich, ruhiger zu atmen. Manchmal fühlten sich nächtliche Erlebnisse so lebendig an, dass sie kaum von echten Erinnerungen zu unterscheiden waren. Vielleicht hatte mein Verstand mir einfach einen Streich gespielt.

Das Frühstück, das meine Großmutter mit einem Lächeln servierte, brachte eine gewisse Normalität zurück. Der Duft des Tees erfüllte die Küche und ich zog meine Jacke an.

Als ich das Haus verließ, schien die Sonne blass durch die Wolken, als wollte sie die Dunkelheit vertreiben. Die kalte, frische Luft umhüllte mich und langsam ließ das bedrückende Gefühl nach.

Mein Ziel war klar: Frieda. Sie wartete bestimmt schon auf mich. Frieda war meine beste Freundin – wie eine Schwester, die genau wusste, was ich dachte, bevor ich es aussprach. Ihr Lachen war ansteckend, ihre scharfsinnige Art sorgte immer für den richtigen Rat zur richtigen Zeit. Wir hatten nie Geheimnisse voneinander und kein Abenteuer war zu groß oder zu klein, um es nicht zusammen zu erleben. Wir strebten nach den besten Noten in der Schule und waren zugleich Meisterinnen der Streiche, ein bisschen frech, ein bisschen clever. Niemand konnte uns etwas vormachen, und wenn wir in Schwierigkeiten gerieten, hatte Frieda immer einen Ausweg parat.

„Frieda, ich muss dir unbedingt etwas erzählen!“, rief ich, kaum dass ich sie erblickte.

Mein Herz klopfte immer noch wild, als ob die Erinnerung an die Nacht wie ein Sturm in mir tobte. Doch ich versuchte, ruhig zu bleiben. Meine Stimme zitterte nur leicht.

Sie drehte sich zu mir, ein neugieriges Lächeln auf den Lippen. „Was gibst es denn so Wichtiges, dass du so außer Atem bist?“, fragte sie und neigte ihren Kopf leicht zur Seite. Ihre blonden Zöpfe schwangen im Takt ihres Lächelns.

Ich zögerte einen Moment, dann strömten die Worte aus mir heraus. Ich erzählte ihr alles über die unheimliche Frau, die flüsternden Stimmen, die kalte Dunkelheit des Waldes. Friedas Augen weiteten sich, als sie zuhörte, und ich bemerkte, wie sich in ihrem Blick eine Mischung aus Interesse und Besorgnis bildete. Doch als ich endete, legte sich ein sanftes Lächeln auf ihr Gesicht und sie griff nach meiner Hand, drückte sie beruhigend.

„Lorena, du machst dir zu viele Sorgen“, sagte sie, ihre Stimme weich und tröstend.

Doch in ihren Augen lag ein Glanz, der mich unruhig machte. Es war, als hätte sie ein Geheimnis, von dem ich nichts wusste.

„Du hast recht“, antwortete ich, doch der Knoten in meinem Magen blieb. Etwas war nicht in Ordnung, das wusste ich.

Dann, plötzlich, veränderte sich Friedas Gesichtsausdruck. Ihre Augen wurden nachdenklicher und ein Schatten legte sich über ihre Züge.

„Weißt du“, begann sie mit leiser Stimme, „eigentlich möchte ich dir doch etwas sagen. Ich hatte auch einen seltsamen Traum. Aber meiner war anders.“

„Einen Traum?“, fragte ich. Mein Puls beschleunigte sich, als sich Gänsehaut über meine Arme legte.

Frieda nickte. „Ja. Ich träumte von einer alten weisen Hexe. Sie hatte silberweißes Haar und Augen, die alles durchschauten. Sie war weder gut noch böse, eher neutral. Sie warnte mich. Sie sagte, dass es im Wald Dinge gebe, die man besser nicht sehen sollte. Dinge, die einen verändern könnten, wenn man ihnen zu nahe käme.“ Frieda lachte nervös, doch ich hörte die Unruhe in ihrem Lachen. „Es war wahrscheinlich nur ein Traum“, sagte sie, doch ihre Augen verrieten etwas anderes. „Aber es fühlte sich so real an. Fast wie das, was du erzählt hast.“

Ihre Worte ließen alle Zweifel wieder hochkommen. Es war, als wären wir in einem Netz gefangen, gesponnen aus Geheimnissen, die uns entglitten. Etwas war mit uns geschehen und wir begannen zu ahnen, dass wir es nicht vollständig begreifen konnten, zumindest noch nicht.

KAPITEL ZWEI

Zwischen den Welten

Die Jahre vergingen, es war kurz vor meinem 17. Geburtstag, doch meine Träume – oder waren es Albträume? – blieben. Sie verfolgten mich, schlichen sich in jede dunkle Ecke meines Verstandes und hinterließen ihre Spuren. Die Erinnerungen an diese seltsamen, wirren Nächte vermischten sich immer mehr mit der Realität, bis ich nicht mehr wusste, wo der Traum endete und das wahre Leben begann. Es war, als ob die Bilder in meinem Kopf, die unheimlichen Visionen der vergangenen Jahre, sich von den flimmernden, unscharfen Schatten in meine ganz eigene Welt schlichen, eine Welt, in der die Grenzen zwischen dem Gewohnten und dem Unheimlichen immer durchlässiger wurden. Manchmal fühlte ich mich, als würde mich ein unsichtbarer Sog immer tiefer in eine Dimension ziehen, die ich nicht verstand, aber dennoch nicht loslassen konnte.

Irgendwann hatte ich aufgegeben, mich gegen dieses Gefühl zu wehren. Ich nahm es hin, als wäre es ein Teil von mir, der nie ganz greifbar sein würde, wie ein Stück meiner selbst, das sich gegen mich sträubte. Doch inmitten dieser inneren Zerrissenheit wollte ich am Leben teilhaben. Ich wollte mich nicht von düsteren Gedanken und unerklärlichen Gefühlen beherrschen lassen. Ich war keine Träumerin mehr, sondern eine junge Frau, die am Anfang stand, sich zu entfalten. Die Pubertät brachte all ihre Herausforderungen mit sich: das Wachsen, das Verändern, die Unklarheiten, die in mir lebten, und dennoch stellte ich mich diesen Veränderungen mit Neugier und dem Drang, mich neu zu erfinden.

Die Welt da draußen, die mir früher so vertraut und sicher erschienen war, gewann plötzlich eine neue Bedeutung. Sie war größer, bunter, fremder. Und ich war ein Teil von ihr, den ich zu entdecken begann. Ich fing an, mich für andere Dinge zu interessieren, für die kleinen Details des Lebens, die Geräusche der Welt, die Stimmen und das Lächeln der Menschen. Aber all diese neuen Erfahrungen standen in einem seltsamen Kontrast zu den dunklen Erinnerungen an die Nächte im Wald und die flüsternden Stimmen, die mich immer noch verfolgten.

Frieda und ich waren immer noch unzertrennlich. Unsere Freundschaft hatte eine neue Tiefe bekommen, eine neue Farbe. Wir begannen, mehr über das Leben zu sprechen, über die Veränderungen, die uns beschäftigten.

An diesem Nachmittag saßen wir wie immer auf der kleinen Holzbank hinter unserem Haus, die schon so viele Geschichten gehört hatte. Die Sonne warf zarte goldene Streifen auf den Boden und der Duft nach frischem Gras und Blumen lag in der Luft. Es war ein Moment der Ruhe, aber auch der Erwartung, als ob etwas Neues im Wind läge.

„Lorena“, begann Frieda mit einem verschmitzten Lächeln, „hast du auch manchmal das Gefühl, dass dein Körper plötzlich eine eigene Macht hat? Dass er einfach macht, was er will?“ Sie zog ihre Ärmel hoch und ich starrte für einen Moment auf ihre schlanken, aber inzwischen kräftigen Muskeln, die sich unter der Haut abzeichneten. „Schau, ich kann jetzt meinen kleinen Bruder hochheben, ohne ins Schwitzen zu kommen!“ Ihr Lächeln war stolz, doch etwas in ihrer Haltung verriet mehr, eine Veränderung, die nicht nur an ihrem Körper sichtbar war, sondern auch in der Art, wie sie sich in der Welt bewegte.

„Ja, Frieda“, antwortete ich nachdenklich, „manchmal fühlt es sich an, als ob mein Körper nicht mehr der wäre, den ich kenne. Alles fühlt sich so neu an, so anders. Und manchmal auch ... fremd.“

Ich erschrak fast, als ich diese Worte laut aussprach. Es war nicht nur das Körperliche, das sich veränderte. Es war auch das, was unter der Oberfläche brodelte – das, was ich noch nicht ganz verstehen konnte.

Frieda nickte langsam, ihr Lächeln verblasste für einen Moment, als ihre Augen mich mit einem schelmischen Glitzern betrachteten.

„Und was ist mit den Jungs? Gibt es da niemanden, der dir gefällt?“

Die Frage kam so direkt, dass ich unerwartet Gänsehaut bekam. Ich senkte den Kopf, unfähig, ihren neugierigen Blick zu erwidern.

„Was soll mit ihnen sein?“, murmelte ich, ohne sie anzusehen.

Frieda drückte mich leicht, fast fordernd.

„Komm schon, Lorena! Ich habe dir auch von Karl erzählt, also sag schon! Es gibt doch bestimmt jemanden, der dir gefällt. Ich kenne dich doch.“ Ihre Stimme war einladend, aber auch drängend, und ich konnte den Druck in ihrer Frage spüren. Sie wollte mehr wissen. Und sie wusste, dass ich ihr nicht entkommen konnte.

Ich atmete tief ein, und da war es, dieses Gefühl, das in mir brannte, als wollte es endlich an die Oberfläche drängen.

„Vielleicht ...“, flüsterte ich schließlich. „Vielleicht gibt es da jemanden. Aber ... ich weiß nicht, ob er überhaupt merkt, dass ich existiere.“

Frieda rutschte näher, ihre Hand legte sich sanft auf meine. Ihre Augen funkelten vor Interesse, als sie mich ansah, als ob sie darauf brannte, das Geheimnis zu erfahren.

„Wer ist er, Lorena? Sag schon!“ Ihre Stimme war sanft, aber ihre Neugier war fast greifbar.

„Peter“, flüsterte ich, und mein Herz setzte für einen Moment aus.

Die Worte fühlten sich seltsam befreiend an, aber auch erschreckend. Frieda hörte aufmerksam zu, ihre Stirn leicht gerunzelt, als sie versuchte, das Bild in ihrem Kopf zu vervollständigen.

„Peter? Der stille Junge mit dem Hund?“, fragte sie nachdenklich. „Du meinst den, der immer so in sich gekehrt ist?“

„Ja, genau der“, antwortete ich fast verblüfft über meine eigene Offenbarung. „Er ist anders. Und irgendwie ... er fasziniert mich. Auf eine Weise, wie es niemand sonst tut.“

Ich senkte den Blick und der Wind spielte mit meinen Haaren, die jetzt in wilden Strähnen um mein Gesicht flatterten.

Frieda nickte, und für einen Moment war es still zwischen uns. Ihre Augen suchten meine, als ob sie versuchte, mehr zu verstehen, als ich in Worte fassen konnte. Doch sie sagte nichts mehr. Wir hatten unser Geheimnis geteilt und es hing nun wie ein unsichtbares Band zwischen uns.

Aber diese Gespräche waren nicht nur von Neugier und Lachen geprägt. Inmitten all der Entdeckungen, der Veränderungen und der Gespräche,

die uns beschäftigten, wusste ich tief in meinem Inneren, dass es noch andere Dinge gab. Geheimnisvollere Dinge, die mich immer noch verfolgten. Ein Schatten aus der Vergangenheit, der sich nie ganz von mir lösen wollte – der sich mit jeder neuen Entdeckung, mit jeder neuen Veränderung, enger um mich legte.

KAPITEL DREI

Peter

Peter und ich begegneten uns immer öfter. Zuerst nur flüchtig, ein kurzes Lächeln, ein beiläufiger Gruß. Doch mit der Zeit wurden daraus kleine Gespräche, erst unverbindlich, dann vertrauter. Unmerklich suchten wir nach Gelegenheiten, einander zu sehen, als würden uns unsichtbare Fäden leiten. Schließlich mussten wir uns eingestehen, dass es längst mehr war als bloßer Zufall.

An diesem späten Nachmittag trafen wir uns wieder. Die Begegnung fühlte sich zugleich unwirklich und intensiv an, als wäre die Zeit für einen Moment ins Stocken geraten. Wir saßen auf einer Bank in einer abgelegenen Ecke des Dorfes, während die Sonne goldene Streifen durch das Blätterdach schickte. Der Himmel färbte sich allmählich tiefblau, die Stille zwischen uns war vertraut, durchzogen von einem unausgesprochenen Gefühl, das uns langsam, aber unaufhaltsam näherbrachte.

„Weißt du“, sagte Peter plötzlich und ließ seinen Blick den ziehenden Vögeln folgen, „manchmal frage ich mich, wie es wäre, wenn wir nicht hier wären. Wenn wir irgendwo anders leben würden, in einer großen Stadt, wo uns niemand kennt. Was würdest du dann tun?“

Seine Worte trafen mich unerwartet. Ich wandte mich zu ihm, spürte die letzte Wärme der untergehenden Sonne auf meiner Haut. Ein Kloß bildete sich in meiner Kehle, als ob seine Frage etwas in mir berührte, das ich noch nicht ganz greifen konnte.

„Und du?“, fragte ich leise. „Was würdest du tun?“

Er überlegte einen Moment, dann antwortete er fast nachdenklich: „Ich